



ELKE HARTMANN

# ORDNUNG IN UNORDNUNG

Kommunikation, Konsum und Konkurrenz  
in der stadtrömischen  
Gesellschaft der frühen Kaiserzeit

Alte Geschichte

Franz Steiner Verlag

Elke Hartmann  
Ordnung in Unordnung



Elke Hartmann

# ORDNUNG IN UNORDNUNG

Kommunikation, Konsum  
und Konkurrenz in der stadtrömischen Gesellschaft  
der frühen Kaiserzeit



Franz Steiner Verlag

Umschlagabbildung:  
Marcellustheater in Rom, 1. Jahrhundert v. Chr. Teilansicht der Fassade.  
© akg-images / Hervé Champollion

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes  
ist unzulässig und strafbar.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016  
Druck: Offsetdruck Bokor, Bad Tölz  
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.  
Printed in Germany.  
ISBN 978-3-515-11362-5 (Print)  
ISBN 978-3-515-11366-3 (E-Book)

# INHALT

	<b>Vorwort</b>	9
1	<b>Ordnung in Unordnung?</b>	
	Gegenstand, Quellen und Methodik der Studie	11
1.1	Einführung	11
1.2	Die verfügbaren Quellen und der scheinbare Gegensatz von Wahrheit und Dichtung	15
1.3	Martial und Juvenal als Kronzeugen	17
1.4	Eine Veränderung der Forschungsperspektive: Von der Sozialgeschichte zur Geschichte der sozialen und kulturellen Praktiken	24
1.5	Untersuchungsraster und Methode	27
1.5.1	›Selbstinszenierungen‹ in sozialen Räumen und soziales Wissen	28
1.5.2	Kaiserliche Vorgaben und gesellschaftliche Praktiken	31
1.5.3	Handlungsmuster und soziale Strukturen	33
2	<b>Die Herstellung sozialer Hierarchien im Theater</b>	35
2.1	Fragestellung und Forschungsstand	35
2.2	Charakter und Tradition der szenischen Spiele in Rom	37
2.3	Die Sitzordnung und die Bestimmungen der <i>lex Roscia</i>	42
2.4	Die Aktualisierung der <i>lex Roscia</i> und die Kleiderordnung in der Kaiserzeit	47
2.5	Typen, Selbstdarstellung und Publikumsreaktionen	55
2.6	Fazit: Der Zuschauerraum als Bühne der Selbstdarstellung	67
3	<b>Küsse und ihre ›Lesbarkeit‹ im Kaiserhaus und in der Stadt</b>	71
3.1	Fragestellung und Forschungsstand	71

3.2	Der Kuss als kaiserlicher Gestus	73
3.3	Der Kuss als Gestus des Anbieters in der Bevölkerung	83
3.4	Fazit: Der Kuss als ›Beziehungsbarometer‹	86
<b>4</b>	<b>Die Instrumentalisierung der Klientenrolle</b>	<b>89</b>
4.1	Fragestellung und Forschungsstand	89
4.2	Dienste der Klienten: <i>salutatio</i> und <i>adsectatio</i>	94
4.3	Pflichten der Patrone: <i>sportulae</i> und <i>cenae rectae</i>	103
4.4	Erkaufte Patronage? Geschenke im Patronageverhältnis	113
4.5	Fazit: Die Instrumentalisierung der Gesten und die Verdrängung der armen Klienten	119
<b>5</b>	<b>Die Erbfängerei als Integrationsstrategie</b>	<b>122</b>
5.1	Fragestellung und Forschungsstand	122
5.2	Die Relevanz von Legaten	127
5.3	Vermögende Frauen und Kinderlosigkeit	129
5.4	Das Verhältnis zwischen Erbfänger und Erblasserin	135
5.5	Der Typus des Erbfängers in Martials Epigrammen	138
5.6	Sexuelle Wohltaten	140
5.7	Fazit: Neue Profiteure traditioneller Netzwerke	143
<b>6</b>	<b>Dimensionen des Konsums der ›neureichen‹ Freigelassenen</b>	<b>146</b>
6.1	Forschungsstand und Fragestellung	146
6.2	Das Konsumverhalten der <i>liberti</i>	155
6.3	Die Erfolge der ›Neureichen‹: Persönlicher Prunk und Wohltaten für das gemeine Volk	159
6.4	Neureiche Patrone?	168
6.5	Die Nöte der traditionellen Elite	173
6.6	Verschämte Armut	178
6.7	Fazit: Schenkende und bauende ›Neureiche‹	181
<b>7</b>	<b>Die öffentlichen Bäder als Orte der Selbstinszenierung</b>	<b>184</b>
7.1	Fragestellung und Forschungsstand	184
7.2	Statusspiele im Bad	187
7.3	Kritische Stimmen zum Bäderluxus	198
7.4	Bäderluxus als Ausdruck kaiserlicher Fürsorge	203
7.5	Fazit: Kein Bad in der Menge	204

8	<b>Denunziationen als Ausdruck gesellschaftlicher Unordnung</b>	207
8.1	Fragestellung und Forschungsstand	207
8.2	Terminologie und rechtlicher Rahmen	210
8.3	Delatoren und Ehegesetze	211
8.4	Delatoren und Majestätsvergehen	215
8.5	Fazit: Soziale Kontrolle der Elite und aristokratische Konkurrenz	219
9	<b>Fazit</b>	221
9.1	Einzelergebnisse	221
9.2	Soziale Räume, ›Selbstinszenierungen‹ und soziales Wissen	227
9.3	Kaiserliche Vorgaben und gesellschaftliche Praktiken	229
9.4	Das Spannungsfeld zwischen Handlungsmustern und sozialen Strukturen	231
10	<b>Literatur</b>	234
10.1	Übersetzungen	234
10.2	Abgekürzt zitierte Literatur	235
10.3	Literaturverzeichnis	236
11	<b>Register</b>	253
11.1	<b>Sachen</b>	253
11.2	<b>Quellen</b>	254





## VORWORT

**B**ei der Arbeit an diesem Buch habe ich viel Unterstützung erfahren. Aus den Mitteln des Exzellenz-Clusters »TOPOI« wurde ein Forschungssemester gewährt; die Kommission für Frauenförderung der Humboldt-Universität zu Berlin förderte das Projekt mit einem Stipendium.

Zahlreiche inhaltliche Anregungen verdanke ich den Gesprächen mit Kollegen und Kolleginnen – besonders danke ich Beate Wagner-Hasel, Wilfried Nippel, Julia Wilker, Andreas Kohring, Sven Page und Anabelle Thurn. Danken möchte ich auch den zahlreichen Studierenden, mit denen ich im Rahmen verschiedener Lehrveranstaltungen über die Thematik des Buches diskutieren konnte. Charlotte Zweynert, Julia Reddmann und Anna Parker danke ich für die Mühen, die sie in die Quellen- und Literaturdatenbank investiert haben.

Petra Koloska sei für ihre Lektüre und ihre trockenen Kommentare gedankt. Mein Dank gilt Monika Kopyczinski (<http://www.das-lektorat.net>), die die »vorletzte Fassung« professionell lektoriert und in die Endfassung überführt hat.

Der größte Dank gebührt meiner Familie: meinen Eltern Ingrid und Lothar Hartmann für ihre Unterstützung in jedweder Form, meinen Söhnen Tim und Lars, die das Entstehen der Arbeit immer mit interessierten Nachfragen verfolgt haben – und vor allem meinem Mann, Sven Torsten Puls, der immer bereit ist, meine Ideen zu diskutieren, meine Selbstzweifel zu relativieren und meine Freude zu teilen.

Berlin, im November 2015  
Elke Hartmann



# ORDNUNG IN UNORDNUNG?

Gegenstand, Quellen und Methodik der Studie

[...] du hältst das rechte Maß, indem du die Unterschiede der Stände und Ränge streng beachtest: sind diese durcheinander, in Unordnung, vermischt, dann ist nichts ungleicher als gerade diese Gleichheit.<sup>1</sup>  
(Plinius der Jüngere)

## 1.1 – Einführung

Die Römische Gesellschaft zeichnete sich durch ein spezifisches Leistungs- und Rangdenken sowie durch ausgeprägte soziale Hierarchien aus. Für die Zeitgenossen waren die Abstufungen dieser Hierarchien ganz offenkundig in der Sitzordnung des Theaterpublikums erkennbar, die so angelegt war, dass Mitglieder des Senatorenstandes auf besonderen Sesseln ganz vorn, die Angehörigen des *ordo equester* in eigens für sie reservierten Sitzreihen dahinter saßen, während der übrige *populus* das Bühnengeschehen von den noch höher liegenden Plätzen aus verfolgen durfte.<sup>2</sup> Der Zuschauerraum des Theaters erwies sich als eine Bühne, auf der die bestehenden sozialen Hierarchien ›inszeniert‹ wurden.

Aber der Schein dieser auf den ersten Eindruck so klaren Ordnung trügt. Seit der ausgehenden Republik, also seit der zweiten Hälfte des 1. Jh.s v. Chr., lässt sich ein Wandel der sozialen Hierarchien feststellen, welche die römische Gesellschaft seit Jahrhunderten geprägt hatten. Durch die Einführung der Re-

<sup>1</sup> Plin. epist. 9, 5, 3: [...] *eum modum tenes ut discrimina ordinum dignitatumque custodias; quae si confusa turbata permixta sunt, nihil est ipsa aequalitate inaequalius.* (Freie Übers.: E.H.).

<sup>2</sup> Tac. ann. 13, 54 beschreibt, welchen Eindruck die Sitzordnung im Theater auf ausländische Besucher in Rom machte.

gierungsform des Prinzipats wurde dieser Prozess, der die soziale Ordnung in Unordnung brachte, massiv verstärkt. Zum Beispiel avancierten Freigelassene des Kaiserhauses aufgrund ihrer Förderung durch die Kaiser zu neuen Superreichen.<sup>3</sup> Hingegen lief eine schwer zu quantifizierende, aber wohl nicht unerhebliche Zahl von Angehörigen des Senatorenstandes Gefahr, aufgrund von finanziellen Schwierigkeiten die Zugehörigkeit zur Statusgruppe zu verlieren, die an ein Mindestvermögen von einer Million Sesterzen geknüpft war. Gerade auf der Skala des Vermögens sind Veränderungen im Unterschied zur Republik greifbar.<sup>4</sup> Doch war das Prestige einer Person nicht allein an Vermögen gebunden, das für die Zugehörigkeit zum Senatorenstand zwar eine notwendige, keineswegs aber eine hinreichende Bedingung war. Auch die Möglichkeiten der Akkumulation von Macht und Ansehen hatten sich unter den neuen politischen Rahmenbedingungen verändert, weil es – wie Werner Eck treffend betont – »nicht mehr viele unabhängige Machtzentren gab, weil das Volk nicht mehr einfachhin als Klientel eines Senators gewonnen werden konnte. Der Kaiser als politisches Zentrum veränderte die Koordinaten. Der Herrscher mußte immer mitbedacht werden, wenn man sich in der Öffentlichkeit bewegte.«<sup>5</sup>

Wie eine Miniatur dieser in Unordnung geratenen Ordnung mutet das Epigramm 2, 29 des Dichters Martial an, das den anmaßenden Habitus<sup>6</sup> eines ehemaligen Sklaven ins Auge fasst, der im Theater seinen Platz auf einem der Senatorensessel eingenommen hat, die Tracht eines Senators trägt und einen gepflegten Körper zur Schau stellt, wobei ein Stirnpflaster, welches das Brandmal des Sklaven verdeckt,<sup>7</sup> die ursprünglich niedere Herkunft verrät.

3 Zu dem Reichtum der (kaiserlichen) Freigelassenen Duff (1958) 182 f. Weaver (1972) mit einer Zusammenstellung hochbezahlter Hofämter (259 ff.) und Prokuratorenstellen (267 ff.). Zum Aufstieg des Vaters des Claudius Etruscus (282 ff.). Mrozek (1975) 311 ff. Zum möglichen Reichtum der Freigelassenen generell Mratschek-Halfmann (1993) 214 f.

4 Zum Phänomen des Abstiegs der Senatoren Heil (2005) und Klingenberg (2011) mit zahlreichen Beispielen. Zur kaiserlichen Ungnade gegenüber Senatoren siehe Wachtel (1993) mit Literatur unter Anm. 2. Zur Beförderung Einzelner durch die Kaiser vermittels der Verleihung von »Titularwürden« (*ornamenta*) Friedländer SG I 138–140.

5 Eck – Heil (2005) 3. Siehe auch Barghop (1994) 71 ff.

6 »Habitus« wird hier im alltagsprachlichen Sinne von ›Verhalten‹ und ›Erscheinungsbild‹ verwendet. Es wird hier davon ausgegangen, dass sich Menschen im antiken Rom einen bestimmten Habitus aneigneten, um eine bestimmte Wahrnehmung bei anderen zu erzeugen.

7 Zur Brandmarkierung des entlaufenen, wieder eingefangenen Sklaven mit den Buchstaben FHE für *fugitivus hic est* Barié – Schindler (2002) 1184. Zur Übertragung der Bezeichnung *fugitivi* auf Freigelassene im Allgemeinen Treggiari (1969) 271.

Siehst du, Rufus, den Kerl, der sich auf den vordersten Sesseln breitmacht, | dessen mit einem Sardonyx geschmückte Hand auch aus dieser Entfernung noch strahlt, | wie auch sein Mantel, der so oft den Purpur von Tyrus getrunken hat, | und seine Toga, die unberührten Schnee noch übertreffen muss, | dessen pomadisiertes Haar im ganzen Marcellus-Theater zu riechen ist | und dessen glattpolierte Arme glänzen, weil er die Härchen einzeln ausgerupft hat? | Eine Schnalle – keine von gestern! – sitzt auf dem Schuh mit dem Halbmond, | Scharlachleder schmückt, ohne zu drücken, den Fuß, | und Pflaster in großer Zahl überziehen die wie mit Sternen übersäte Stirn. | Weißt du nicht, was er ist? Nimm die Pflaster weg, dann kannst du's lesen.<sup>8</sup>

Im antiken Schrifttum der frühen Kaiserzeit finden sich zahlreiche weitere Hinweise auf solche Statusdissonanzen, welche auf Turbulenzen innerhalb der sozialen Ordnung verweisen, die – je nach Perspektive des Autors – ganz unterschiedlich bewertet werden.<sup>9</sup> Meinolf Vielberg hat zur Veranschaulichung der sich unter den Rahmenbedingungen des Prinzipats erfolgenden Veränderungen die Metapher des Magnetfeldes gewählt, das vom *princeps* induziert worden sei und dazu geführt habe, dass sich die gesamte Gesellschaft wie Eisenspäne auf die »neue Kraftquelle« hin ausrichtete.<sup>10</sup>

In dieser Forschungsarbeit soll versucht werden, die in diesem Magnetfeld wirksamen Kräfte genauer zu analysieren: Welche soziale Dynamik brachte dieses neue Kräftefeld<sup>11</sup> mit sich? Welche Strategien wurden von den Men-

8 Mart. ep. 2, 29: *Rufe, vides illum subsellia prima terentem, | cuius et hinc lucet sardonychata manus | quaeque Tyron totiens epotavere lacernae | et toga non tactas vincere iussa nives, | cuius olet toto pinguis coma Marcelliano | et splendent volso brachia trita pilo, | non hesterna sedet lunata lingula planta, | coccina non laesum pingit aluta pedem, | et numerosa linunt stellantem splenia frontem. | Ignoras quid sit? Splenia tolle, leges.* Die Übersetzungen der Epigramme Martials stammen im Folgenden von Barié – Schindler.

9 Zum Ausdruck »Statusdissonanz« siehe Hopkins (1974). Zum Beispiel zeigt sich Plinius (Plin. epist. 7, 29) sehr entrüstet über die Ehrungen, die einem Freigelassenen des Kaisers Claudius zuteilwurden und dem gebürtigen Sklaven die Gelegenheit gaben, sich ganz oben in der sozialen Hierarchie zu positionieren.

10 Vielberg (1996) 11: »Wie wenn über einem Wust verklumpter Eisenspäne ein magnetisches Feld aufgebaut wird, so wird spätestens mit Augustus' Machtergreifung dieses unentwirrbar erscheinende Beziehungsgeflecht [aus horizontalen und vertikalen Freundschaften] auf die neue Kraftquelle hin ausgerichtet und in bestimmten Konfigurationen gleichgeschaltet.«

11 Die Formulierung ist angelehnt an Lüdtkke (1991) 12, der sich wiederum auf Edward P. Thompson und Pierre Bourdieu bezieht. Lüdtkke geht in seinen Reflexionen über Herrschaft als soziale Praxis von einem Kräftefeld aus, »in dem Akteure in Beziehung treten und stehen, indem sie miteinander umgehen, auch wenn sie einander ausweichen oder sich zu ignorieren suchen. Dabei ist dieses ›Feld‹ keine statische Größe; seine Ausdehnung wie seine Konturen verändern sich in dem Maße, in dem die Akteure tätig werden oder untätig bleiben. Und zugleich sind die Akteure keine autonomen Subjekte, die gleichsam von außen in

schen in der Konkurrenz um die Position in der sozialen Hierarchie verfolgt? Inwiefern veränderten sich unter diesen Bedingungen Verhaltensmuster, Etikette und Wertvorstellungen? Wie lässt sich die Wechselbeziehung zwischen normativen Vorgaben und alltäglicher Konkretisierung bezüglich der Statuspositionen in der Gesellschaft beschreiben?

Gegenstand der Untersuchung sind im Rahmen von Fallstudien exemplarisch betrachtete Praktiken des sozialen Umgangs, die auf ihr Distinktionspotential hin analysiert werden sollen. Dazu zählen ritualisierte Höflichkeitsformen und Etikette, Formen der öffentlichen Selbstdarstellung, der Kommunikation und des Konsums. Es wird vorausgesetzt, dass diese Praktiken gewissen kommunikativen Regeln unterlagen und den Menschen dazu dienten, sich selbst zu inszenieren, um eine bestimmte Position innerhalb der sozialen Hierarchie einzunehmen. Ziel der Studie ist es, sowohl die Turbulenzen in der sozialen Hierarchie wie auch die seitens einzelner Statusgruppen oder der Kaiser erfolgten Bemühungen, Ordnung zu erhalten oder herzustellen, einer gründlichen Analyse zu unterziehen. In diesem Rahmen wird zum einen untersucht, inwiefern die in Lebensstil, Sitten und Verhaltensmustern ablesbaren Distinktionsstrategien von den Kaisern bzw. vom Hof beeinflusst oder gar geprägt, aber auch seitens Einzelner und Gruppen alternative, ja zum Teil geradezu widerständige Handlungs- bzw. Wertkonzepte formuliert wurden. Zum anderen wird der Frage nachgegangen, inwiefern sich veränderte Verhaltensweisen und ihnen zugrundeliegende Wertvorstellungen auf jene sozialen Verbände auswirkten, die traditionell geeignet waren, Ungleichheiten in der Gesellschaft aufzuwiegen; konkret ist damit vor allem das System der Nahbeziehungen gemeint, das gemeinhin als Klientel- bzw. *amicitia*-System bezeichnet wird. Abstrakt gesprochen geht es um das Spannungsverhältnis zwischen individuellen/kollektiven Handlungs- bzw. Orientierungsmustern und sozialen Strukturmustern.

Die Untersuchung erfolgt auf zwei analytischen Ebenen: Auf der ersten Ebene wird versucht, die Perspektive der Selbstwahrnehmung der historischen Subjekte nachzuvollziehen, das Geflecht ihrer Beziehungen zu rekonstruieren, durch das sie ihre soziale Position innerhalb der Gesellschaft stabilisieren. Dieser Ansatz ist gleichwohl für den Bereich der Alten Geschichte – im Unterschied zu andern Epochen<sup>12</sup> – noch wenig erprobt. Während traditionell für strukturgeschichtliche Analysen Untersuchungs- und Darstellungsformen ge-

dieses Feld hineintreten. Ihre Kapazitäten, Anreize wie Zumutungen umzusetzen oder abzuwehren, entwickeln sich in Austausch und Auseinandersetzung mit anderen.«

12 Sarasin (1990). Die Perspektive der Selbstwahrnehmung verfolgt allerdings für die römische Antike bereits MacMullen (1974).

wählt werden, die ihren Gegenstand gleichsam von ›außen‹ beschreiben, wird hier versucht, der Perspektive der Teilnehmer folgend Bereiche des Alltagslebens zu eruieren, um jene Konflikte und Spannungen nachzuvollziehen, die letztlich soziale Unterschiede konfigurieren.

Auf der zweiten Ebene werden die gewonnenen Ergebnisse sozialgeschichtlich kontextualisiert, indem die Befunde eingeordnet werden in den sozialen Rahmen der Freundschafts- und Nahverhältnisse, welche die römische Gesellschaft mit einem Netzwerk aus vertikalen und horizontalen Bindungen durchzogen. Dabei wird eine einordnende Perspektive eingenommen, die unter einer sozialgeschichtlichen Fragestellung die gesellschaftliche Relevanz der Befunde verdeutlichen und historischen Wandel erklären soll.

Angesichts der Quellenlage ist es geboten, die Untersuchung auf das 1. und frühe 2. Jh. n. Chr. zu beschränken; die Fokussierung auf die Stadt Rom ist zum einen der Annahme verpflichtet, dass die Stadt in der Wahrnehmung der Römer als kulturelles Zentrum, als Bezugspunkt der römischen Identität firmierte, selbst wenn sich einzelne Kaiser über längere Zeit gar nicht dort aufhielten. Zum anderen hätte eine Untersuchung der Mechanismen sozialer Hierarchisierung in den übrigen Gebieten und Städten des Reiches eine Differenzierung von lokalen sozialen, kulturellen und politischen Bedingungen nötig gemacht, die im Rahmen einer Monographie nicht geleistet werden kann.

## 1.2 – Die verfügbaren Quellen und der scheinbare Gegensatz von Wahrheit und Dichtung

Die Quellenbasis dieser Untersuchung bilden überwiegend lateinische Texte von Autoren des 1. und 2. Jh.s n. Chr.; nur vereinzelt werden – wo es der Gegenstand gebietet – Inschriften und archäologische Zeugnisse ausgewertet. Aussagekräftig im Sinne der hier verfolgten Fragestellung sind nicht allein jene ›seriösen‹ Prosa-Autoren, mit denen sich die Sozial- und Politikgeschichte bislang vorrangig befasst;<sup>13</sup> neben diesen sollen hier gerade auch poetische Texte besondere Beachtung finden, die Szenen des gesellschaftlichen Miteinanders im fiktionalen Rahmen einfangen.<sup>14</sup> Die Texte, die in dieser Studie als Quellen-

<sup>13</sup> Autoren wie Tacitus und Plinius werden zuweilen in der Forschung explizit als seriöser eingestuft als die Dichter, so z. B. von Cloud (1990). Klingenberg (2011) bezieht sich ebenfalls in seiner Studie zum sozialen Abstieg der Senatoren ausschließlich auf die Prosaschriftsteller, vor allem auf den Historiker Tacitus, aber auch auf »philosophische Schriften, Briefe und andere Texte« (14). Die Epigramme des Dichters Martial werden hingegen nur in den Belegen berücksichtigt, wenn sie die andernorts erhobenen Befunde stützen.

<sup>14</sup> Eine äußerst solide Materialsammlung dafür liefert bereits Friedländer in den »Dar-



material dienen, wurden von Autoren unterschiedlicher literarischer Genres in Prosa und Dichtung verfasst. Diese seien zur besseren Übersicht kurz mit ihren vollen Namen in grober lebenszeitlicher Reihung genannt: Der Literat und philosophierende kaiserliche Berater Lucius Annaeus **Seneca** (4 v. Chr. – 65 n. Chr.); der ebenso wie Seneca von Kaiser Nero zum Selbstmord gezwungene Romanschreiber Gaius **Petronius** Arbitr; der beim großen Vesuvausbruch im Jahr 79 n. Chr. ums Leben gekommene Enzyklopädist Gaius **Plinius** Secundus (genannt der Ältere); der aus der spanischen Provinz stammende, unter Domitian in Rom erfolgreiche Dichter Marcus Valerius **Martialis** (ca. 40–100 n. Chr.); sein etwas jüngerer Dichterkollege Decimus Iunius **Iuvenalis** (etwa 60–140 n. Chr.); schließlich die beiden in der Ämterlaufbahn erfolgreichen Senatoren und Literaten Publius Cornelius **Tacitus** (ca. 60–120 n. Chr.) und sein Alters- und Standesgenosse Gaius **Plinius** Caecilius Secundus (genannt der Jüngere).<sup>15</sup>

Von besonderer Bedeutung für diese Analyse sind darüber hinaus die einige Jahrzehnte später entstandenen *Kaiserviten* des Gaius **Suetonius** Tranquillus, der unter Kaiser Hadrian Hofsekretär war (und etwa 75–150 n. Chr. lebte). Seine Biographien sind hier aber nicht Gegenstand einer eigenen Untersuchung, die sich mit seinen Gliederungsprinzipien und Schwerpunktsetzungen befassen müsste,<sup>16</sup> vielmehr sollen sie herangezogen werden, um kaiserliche Maßnahmen und Eingriffe in das gesellschaftliche Leben (z. B. in Form von Gesetzen, Edikten) belegen zu können. Ähnliches gilt für die erst zu Beginn des 3. Jh.s n. Chr. entstandene, von **Cassius Dio** Cocceianus in griechischer Sprache verfasste *Römische Geschichte*, von der lediglich die Bücher 51–60 über die Zeit von Augustus bis Claudius erhalten sind, während die spätere Geschichte nur in wesentlich später erarbeiteten Auszügen vorliegt. Schließlich werden – wo Rückblicke in die republikanische Zeit vorgenommen werden,

stellungen aus der Sittengeschichte Roms«, die in erster Auflage 1862 erschienen ist: Friedländer SG I–IV.

15 Andere zeitgenössische Autoren werden in dieser Forschungsarbeit nur am Rande erwähnt, so der Historiker **Velleius Paterculus** (ca. 20 v. Chr. – 30 n. Chr.); der unter Kaiser Claudius wirkende Agrarschriftsteller Lucius Iunius Moderatus **Columella**, der anonyme, wahrscheinlich zur Zeit Neros wirkende Autor der Lobschrift auf Piso (*laus Pisonis*); der unter Domitian aus Rom verbannte, aus Hierapolis in Phrygien stammende stoische Popularphilosoph **Epiktetos** (um 50 bis ca. 130 n. Chr.), dessen Vorträge von seinem Schüler in dem sogenannten »Handbüchlein« (*encheiridion*) zusammengefasst wurden; sowie der Rhetoriklehrer am Hof Domitians Marcus Fabius **Quintilianus** (ca. 35–100 n. Chr.). Am Rande herangezogen werden des Weiteren die meist in Dialog- bzw. Briefform in griechischer Sprache gefassten Plaudereien des **Lukianos** aus Samosata (etwa 120–180 n. Chr.), in denen er sich über Gepflogenheiten seiner Zeit äußert.

16 Dazu grundlegend Meister (2012).

um etwa die Genese bestimmter Werthaltungen, Einstellungen oder Institutionen zu beleuchten, die Werke des Politikers und philosophischen Schriftstellers Marcus Tullius Cicero (106–43 v. Chr.), des Politikers und Geschichtsschreibers Gaius Sallustius Crispus (86–34 v. Chr.) sowie des Dichters Quintus Horatius Flaccus (**Horaz**) (65–8 v. Chr.) herangezogen. Im Folgenden soll jedoch zunächst dargelegt werden, aufgrund welcher Prämissen und auf welche Weise die Quellen ausgewertet werden sollen.

Der Anspruch, historische Wirklichkeit rekonstruieren zu wollen, geriet im Zeichen des *linguistic turn* in Verruf. Historiker hätten – so die Annahme – auf der Basis ihrer Arbeit an textlichen Hinterlassenschaften der Vergangenheit niemals einen Zugang zur historischen Wirklichkeit, sondern allenfalls zu gewissen ›Vorstellungen‹, da jeder Autor den Prägungen seiner spezifischen kulturellen Umgebung unterliege. Eine solche Position ist zwar grundsätzlich berechtigt, birgt aber die Gefahr, die Faktizität von Sachverhalten zu verschleiern, deren Kenntnissnahme und Beurteilung Aufgabe der Geschichtswissenschaft ist. Es wird hier davon ausgegangen, dass es prinzipiell möglich ist, Aussagen über die vergangene Wirklichkeit zu treffen, wobei diese Aussagen durch Quellenbelege möglichst plausibel zu machen sind. Die in den Quellen greifbaren Informationen und Aussagen beziehen sich auf erlebte Wirklichkeit(en), deren Wahrnehmungen sich zwar beträchtlich unterscheiden können, aber dennoch nicht völlig beliebig konstruiert sind, da sie gebunden sind an gemeinsame, kulturspezifisch vorstrukturierte Erfahrung.<sup>17</sup> Wann immer Historiker diese identifizierten Auskünfte der Quellen sinnstiftend miteinander verknüpfen, konstruieren sie Vergangenheit. Diese Konstruktion ist an die Erfüllung der Anforderung gebunden, alle Behauptungen mit Quellen zu belegen und dabei zumindest keine Quelle zu ignorieren, die der Behauptung widersprechen würde.

Ist damit das Verständnis von Quellenarbeit grob umrissen, so verlangt das Gewicht, das den dichterischen Texten in dieser Studie als Quellen beigegeben wird, nun nach einer etwas ausführlicheren Bestimmung ihres Quellenwertes.

17 Siehe dazu die Überlegungen Goldbecks (2010) 26f., an die ich mich hier anschließe. Goldbeck betont, dass dies auch in den Fällen gilt, in denen literarische Texte nicht wahrheitsgetreu berichten wollen, was geschehen ist, wie es etwa die antike Geschichtsschreibung für sich beansprucht. Auch fiktionale Texte und sogar dezidierte Lügengeschichten rekurren nämlich auf die Umwelt, in der sie verfasst wurden, und können prinzipiell als Auskünfte über diese verstanden werden.

### 1.3 – Martial und Juvenal als Kronzeugen

Während ältere kulturgeschichtliche Studien zur Gesellschaft der Kaiserzeit wie Ludwig Friedländers »Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms« vor allem auf die kaiserzeitliche Dichtung als Quelle rekurrierten,<sup>18</sup> wird die Interpretation – gerade der Epigramme Martials und der Satiren Juvenals – heute meist klassischen Philologen überlassen, da ihr historischer Quellenwert zweifelhaft, zumindest umstritten ist. Die Schwierigkeiten der historischen Auswertung der Epigramme und Satiren beginnen bei der Einordnung der Autoren, wobei der Satirendichter Juvenal<sup>19</sup> allerdings aufgrund der spärlichen Überlieferungslage weniger Stoff zur Diskussion bietet als sein älterer Kollege Martial, in dessen Werk sich viele widersprüchliche, vermeintliche Selbstaussagen finden.<sup>20</sup>

18 Friedländer SG I–IV.

19 Im Unterschied zu Martial finden sich im Werk Juvenals – den sechzehn Satiren zu verschiedenen Themen – weniger vermeintliche Selbstaussagen. Juvenal stammte vermutlich aus dem kampanischen Aquinum (Iuv. sat. 3, 318 ff. und ILS 2926 = CIL 10, 5382). Er ist sicher erst in der zweiten Hälfte des 1. Jhs n. Chr. geboren worden, vielleicht unter Kaiser Nero. Möglicherweise war Juvenal in Rom zunächst als Deklamator tätig; dazu passt, dass Martial (der bei Iuv. sat. 7, 24 als Freund apostrophiert wird) Juvenal »beredt« nennt (Mart. ep. 7, 91 *facundus*) und sich Juvenals erste Satire (sat. 1, 1 ff.) mit dem Deklamationsbetrieb in Rom befasst. Die Publikation der ersten beiden Satiren erfolgte wohl in den letzten Jahren der Regierungszeit Trajans, die folgenden entstanden wahrscheinlich unter Hadrian. Eine in der Spätantike kompilierte und sicher unzuverlässige Vita Juvenals berichtet von einer Verbannung. Siehe Schmidt (1999). Grundlegend zu Juvenal Adamietz (1972, 1986). Schmitz (2000). Zu den spärlichen Informationen zur Biographie Juvenals, die aus seinem Werk gewonnen werden können, Braund (1996) 16. Zu den Bemühungen, Juvenal und seine Äußerungen zu dem hier behandelten Thema eindeutig einordnen zu können, Marache (1980) mit Hinweisen auf ältere Literatur. Zur Übernahme der Motive Martials bei Juvenal Colton (1993).

20 Die meisten Informationen über Martials Leben werden aus seinen Werken abgeleitet. Da nicht davon auszugehen ist, dass der Autor der Epigramme mit einer kohärenten ›Stimme‹ spricht, sondern sich das lyrische Ich ganz verschiedene Charaktere verkörpert, sind diese Angaben mit Vorsicht zu behandeln. Die einzige Quelle zur Biographie außerhalb seines Werkes bildet der vom jüngeren Plinius verfasste Nachruf (Plin. epist. 3, 21). Martial wurde etwa 40 n. Chr. in Bilbilis (Nordspanien) geboren, wie sein literarisches Talent ausgebildet und entdeckt wurde, ist unklar. Mit Mitte Zwanzig kam er nach Rom und lebte dort vermutlich zunächst in eher ärmlichen Verhältnissen. Anfang der 80er Jahre setzt die für uns nachvollziehbare literarische Produktion ein, die ungefähr bis ins Jahr 102 n. Chr. reicht. Martial kam unter den Kaisern Titus (79–81) und Domitian (81–96) zu Ansehen, das ihm zu einem sozialen Aufstieg verhalf. Er wurde wahrscheinlich vom Kaiser zum Militärtribun und Ritter ernannt und verfügte über das sogenannte Dreikinderrecht, das steuerliche Vorteile implizierte. Über Martials tatsächliche Familienverhältnisse ist nichts bekannt.

Der soziale Hintergrund Martials,<sup>21</sup> die Tendenz seines Werkes und dessen Realitätsbezug sind daher in der Literatur nicht selten sehr unterschiedlich beurteilt worden.<sup>22</sup> Die Philologie hat sich erst in der zweiten Hälfte des 20. Jh.s von der geringen Wertschätzung gegenüber dem zuvor als »Bettelpoet« diffamierten Autor gelöst und die Erforschung seiner Werke intensiviert.<sup>23</sup> Inzwischen besteht in der philologischen Forschung Konsens darüber, dass Martials Texte nicht als Zeugnisse individueller, biographischer Erfahrung zu lesen sind; auch die in der Ich-Form verfassten Epigramme dürfen nicht als autobiographische Zeugnisse behandelt werden.

Für die Rekonstruktion gesellschaftlicher Taxonomien, um die es in der Untersuchung geht, ist es unerheblich, ob ein artikulierter Standpunkt demjenigen des Dichters als historischer Person entspricht oder einer fiktiven *persona*. Dennoch darf wohl – bei aller Problematik der vermeintlichen Selbstaussagen im Werk – davon ausgegangen werden, dass Martial selbst im Laufe seines Lebens mit Personen unterschiedlicher sozialer Milieus zu tun hatte, unter Domitian sogar vom Kaiser protegiert wurde und sicher ab Ende der achtziger Jahre des 1. Jh.s n. Chr. in materieller Hinsicht besser dastand als die »kleinen Leute«, denen er in seinen Epigrammen verschiedentlich eine Stimme verleiht.

Die Auswertung der Dichtung erschwert, dass diese kunstvolle, fiktionale und versgebundene literarische Form ihren eigenen Gesetzen gehorcht und ihr Realitätsbezug strittig ist. Der Philologe Niklas Holzberg zum Beispiel erteilt dem Anspruch, von den Texten Martials auf eine historische Realität zu schließen, eine klare Absage, wenn er ausführt:

[...] Martials Rom ist [...] für eine bestimmte Aussage funktionalisiert, also eine ›Textstadt‹ [...], und die in dieser Stadt wohnenden Menschen sind Typen, wie sie dem Dichter von der Gattung vorgegeben waren. Wie man sieht, ist es nicht die Realität

Kurz nach dem Regierungsantritt Kaiser Trajans kehrte Martial in seine Heimat zurück, wo er wenige Jahre später im Alter von etwas über 60 Jahren starb.

21 Wie viele Dichter seiner Zeit war Martial abhängig von Freunden und Gönnern, die ihn vor allem finanziell unterstützten. Zur Dichterpatronage allgemein White (1978, 1993). Gold (1987). Speziell zu den vermeintlichen Gönnern Martials Saller (1983). Kleijwegt (1999). Almeida (2014) 17–29. Die Frage, wer genau als Gönner Martials anzusehen ist, kann hier vernachlässigt werden.

22 Zur älteren Forschung zusammenfassend Helm (1955) insb. 59. Zur jüngeren Martial-Forschung zusammenfassend Lorenz (2002) 9 f.

23 Siehe dazu das Vorwort im Sammelband von Grewing (1998). Inzwischen liegen zu fast allen Epigrammbüchern philologische Kommentare vor. Buch 1: Citroni (1975). Howell (1980). Buch 3: Fusi (2006). Buch 4: Moreno Soldevilla (2006). Buch 5: Howell (1995). Canobbio (2011). Buch 6: Grewing (1997). Buch 7: Vioque (2002). Buch 8: Schöffel (2002). Buch 9: Henriksén (1998, 2012). Buch 10: Damschen – Heil (2004). Buch 11: Kay (1985). Siehe auch Howell (2009) und Almeida (2014).

des Lebens im Rom der frühen Kaiserzeit und ebenso wenig die Realität der eigenen Lebenserfahrung, die Martial in seinen Epigrammen beschreibt, sondern eine fiktive Welt.<sup>24</sup>

Holzberg plädiert dafür, die Texte als reine Fiktionen zu lesen, deren Stilistik, Aufbau und Spiel mit Elementen der literarischen Tradition und Figurentypen zu analysieren, und den jeweiligen Sprecher der Epigramme als eine fiktionalisierte Dichter-*persona* anzusehen.<sup>25</sup> Auch wenn es meines Erachtens lohnenswert ist, sich auf diese Art der Lektüre einzulassen, um gerade die literarischen Eigenheiten der Gattung zu verstehen, das Spiel mit unterschiedlichen Betrachtungsperspektiven zu verfolgen, Topoi, Klischees und Typen herauszuarbeiten,<sup>26</sup> erscheint die Verneinung jeglichen Bezuges zur Alltagswelt zu apodiktisch. Unterstellt man den Dichtern, ihre Darstellungen seien völlig frei erfunden, so müsste man – wie Fabian Goldbeck konsequent formuliert – erklären, warum sie diese Darstellungen erfanden.<sup>27</sup>

So müssen sowohl die Epigramme Martials als auch die Satiren Juvenals (wie im Übrigen alle aus der Antike überlieferten Texte) zwar als elaborierte literarische Konstruktionen gelesen werden, doch haben die darin geschilderten Zustände, sozialen Praktiken und Figuren sicher an alltägliche Erfahrungen angeknüpft, somit Wiedererkennbares geliefert, damit die Rezipienten über die Schilderungen lachen konnten. Die im Rahmen von Lesungen vorgetragenen und in Buchform gelesenen Texte wurden breit rezipiert.<sup>28</sup>

Auch in der jüngeren Martial-Forschung gehen die Meinungen über die Realitätsbezüge auseinander: Sowohl bei John P. Sullivan wie auch bei Art Spisak besteht die Tendenz, die Aussagen sehr stark auf den Dichter als individuelle historische Person zu beziehen und die Vielzahl und die Gegenläufigkeit

24 Holzberg (2002) 15.

25 Holzberg (2002). Lorenz (2002). Obermayer (1998). Dass die fiktionalen Figuren Martials auch auf reale Personen anspielten, suggerieren allerdings verschiedene Andeutungen in seiner Epigrammsammlung (Mart. ep. 2, 23. 3, 11. 3, 99. 9, 95b). Das berühmte programmatische Diktum »die Personen zu schonen und von den menschlichen Schwächen zu sprechen« (Mart. ep. 10, 33) könnte man als Rechtfertigung der Verklausulierung ansehen. Den Ansatz, reale historische Personen im Werk Martials aufzuspüren, verfolgt z. B. Nauta (2002, 2005).

26 So hat Cynthia Damon dem literarischen Typus des Parasiten in der römischen Literatur eine eingehende Untersuchung gewidmet; zwar leugnet sie nicht die Bezüge dieser klischeebesetzten Figur zur Realität, vermag diese aber nur vage zu benennen: Damon (1997) bes. 255.

27 Goldbeck (2010) 36.

28 Best (1969) 208–212. Bowman (1991).

der in seinem Werk nachweisbaren ›Botschaften‹ zu vereinheitlichen.<sup>29</sup> Im Gegensatz dazu verlieren William Fitzgerald und Victoria Rimell – indem sie das weite, geradezu beliebig erscheinende Spektrum der von Martial behandelten Themen herausarbeiten – wiederum die Kohärenz des Werkes, nämlich den kritischen Blick auf die Zeitgenossen, aus dem Auge.<sup>30</sup>

Eine Schwierigkeit bei der Auswertung der ›satirischen‹<sup>31</sup> Autoren, die ihre Gegenstände oft überzeichnen, besteht darin, Ironie zu identifizieren und Übertreibungen einzuschätzen. In welchem Umfang ist mit Verzerrungen zu rechnen und auf welcher Grundlage kann man einzelne Informationen der Quellen für glaubhaft erklären? Glaubhaftigkeit lässt sich postulieren, sofern parallele Zeugnisse eine externe, auf den sachlichen Gehalt abzielende Kritik erlauben, wenn etwa bei den Dichtern scheinbar übertriebene Einzelheiten in weniger problematischen Quellenkontexten eine Bestätigung finden: So ist zum Beispiel (wie Goldbeck betont) in erster Linie bei Martial überliefert, dass römische Klienten ihre Patrone nicht nur als Herren (*domini*), sondern sogar als Könige (*reges*) anreden, und man könnte hier von einer dichterischen Übertreibung des Abhängigkeitsverhältnisses zwischen Patron und Klienten ausgehen. In diesem Fall liefert aber eine Erwähnung bei dem Agrarschriftsteller Columella, der gänzlich unverdächtig ist, ähnliche Stilmittel wie Martial zu verwenden, die Bestätigung für diese Sprachkonvention, während diese bei Seneca, Tacitus und Plinius keine Erwähnung findet.<sup>32</sup>

Dennoch funktioniert der Abgleich mit nicht-satirischen Texten keineswegs im Sinne eines ›Lügendetektors‹. Die Dichter thematisieren oft gerade solche Aspekte des Alltagslebens, für die andere Autoren weniger oder gar kein Interesse zeigen. Wenn ein Sachverhalt ausschließlich in der Dichtung belegt ist, kann dies auch darauf zurückzuführen sein, dass die Dichter einen an-

29 Sullivan (1991). Spisak (2007). In seiner Rezension zu Spisaks Studie beklagt Farook Grewing die Einseitigkeit, ja den Dogmatismus der Deutung Martials im Sinne von »moral lessons«: »It makes me feel uneasy to see Martial reduced to a producer of *vers de société* much like, say John Betjeman's *How to Get On in Society* of 1958, making fun of the middle class *nouveau riche*.« (Grewing (2008) hier 144).

30 Fitzgerald (2007). Rimell (2008). Victoria Rimell argumentiert in Anlehnung an post-moderne Konzeptionen der ›Stadt als Text‹, dass Martial maßgeblich das Bild bestimmt, ja sogar das *ist*, was wir für die Realität im Rom des späten 1. Jh.s halten: Rimell (2008) 20. Eine Übersicht zu den Themen Martials liefert Hofmann (1956).

31 Als ›satirische‹ Autoren werden hier die Dichter Martial und Juvenal bezeichnet, deren Werke der literarischen Form nach zur Dichtung zählen und inhaltlich in kritischem Ton gesellschaftliche Phänomene behandeln. Insofern entspricht die Bezeichnung ›satirisch‹ der heutigen, alltagssprachlichen Bedeutung. Die antike Gattungsbezeichnung *satura*, abgeleitet von *satura [lanx]* »Mischschüssel«, bezieht sich auf die behandelte Themenvielfalt (im Sinne von »Potpourri«).

32 Goldbeck (2010) 36 mit Hinweis auf Colum. 1 praef. 9.

deren Blick auf die Lebenswelt einnehmen als die schreibenden Mitglieder der Senatsaristokratie in ›ihren‹ Gattungen – der Geschichtsschreibung, der Epistolo- und Biographie. Ebenso bemerkenswert sind die Perspektiven, aus denen die Schilderungen erfolgen: Allein in der Dichtung wird nuanciert die Sicht von Personen eingenommen, die eben nicht zu der privilegierten Bildungselite zählen.<sup>33</sup> Diese Identifikationen waren geeignet, um Spott oder Kritik an den Praktiken der Zeit zu artikulieren. Dabei kam den Dichtern sicherlich zugute, dass ihnen die ›einfachen Verhältnisse‹ herkunftshalber persönlich vertraut waren.

Martial kommt innerhalb dieser Studie eine prominente Stellung zu, da viele seiner Epigramme gerade auf die Kommunikationsweisen der Menschen unter den Rahmenbedingungen des Prinzipats abheben. Er kann als ›Spürhund‹ dienen, um auf Phänomene aufmerksam zu machen, die in seiner Zeit den kritischen Beobachter herausforderten. Der Dichter thematisiert oft Personen, denen er so stereotype Eigenschaften verleiht, dass man von konstruierten Typen sprechen kann. Diese Typen werden nicht nur durch ihre Namen und ihr äußeres Erscheinungsbild charakterisiert, sondern auch durch ihre Tätigkeiten und besonders durch ihr Sozialverhalten. Martials Blick auf die Lebenswirklichkeit der Gesellschaft seiner Zeit ist sehr stark auf menschliche Handlungen zu einem bestimmten Zweck fokussiert. Diese von Martial geschilderten Handlungsstrategien können als Ausgangspunkt dienen, um in anderen literarischen Gattungen vergleichbare Praktiken und soziale Konstellationen aufzuspüren.

Daraus ergibt sich eine Art Faustregel für die Interpretation der Epigramme Martials im Hinblick auf die in der Forschung oft problematisierte Überzeichnung: Wenn die Figurentypen und deren Handlungsweisen in den Epigrammen Martials oft grotesk erscheinen – wie in einem Zerrspiegel –, so ist es (um bei der Metapher des Spiegels zu bleiben) nicht das Ziel der Quellenarbeit, den Spiegel zu begradigen und damit ein ›realistischeres‹ Bild zu gewinnen. Es gilt vielmehr zu ergründen, welche gesellschaftlichen Probleme den

33 Mitunter wird in der Forschung ein bei den Dichtern bezeugter Sachverhalt als unrealistisch klassifiziert, weil er nicht oder kaum bei anderen Autoren belegt ist. So versucht Cloud (1990) in seiner Analyse Juvenals Kriterien zu entwickeln, um zwischen »sozialem Faktum« und »eleganter Phantasie« zu unterscheiden. Dabei geht er lediglich so vor, dass er ›seriosere Quellen‹ hinzuzieht, um damit Juvenal zu falsifizieren. Dass das von Juvenal vielerorts gezeichnete Bild von dem armen Klienten nicht der Realität entspreche, soll mit dem Hinweis auf einen einzigen Beleg bei Tac. hist. 1, 4 als untermauert gelten (210). Zwar vermag Cloud im Einzelnen den Duktus und den kritischen Impetus der Satiren herauszuarbeiten, doch wirft er zu schnell die »Konstrukte« Juvenals über Bord, ohne zu fragen, welchen Sitz im Leben diese haben könnten.

Anlass gaben, um die Zerrbilder zu entwerfen. Dabei wird nicht der Anspruch erhoben, der Vielschichtigkeit der herangezogenen Textstellen der Dichtung im gebührenden Umfang gerecht zu werden.<sup>34</sup>

Im Übrigen tritt, wenn wir uns mit der Handhabung der Übertreibung und Verfremdung in den satirischen Texten schwertun, lediglich ein Problem deutlich hervor, dass bei jeglicher Arbeit mit literarischen Quellen besteht: Wir haben es jeweils mit der Aneignung von Wirklichkeit zu tun. Niemand würde behaupten, dass ein Geschichtsschreiber, wie zum Beispiel Tacitus, die von ihm erlebte Realität ohne literarische Stilisierung, also ›realistisch‹ wiedergibt, doch erscheint uns dessen Aneignung der Wirklichkeit weniger verzerrt, weil sie im Allgemeinen nüchterner und faktenorientiert daherkommt.

Es wird hier dafür plädiert, die herrschende Trennung zwischen der satirischen Dichtung und der vermeintlich seriöseren, glaubwürdigeren Prosa aufzugeben, und alle Texte daraufhin zu befragen, inwiefern sie divergierende Haltungen zu bestimmten gesellschaftlichen Problemfeldern einnehmen. Aus einem Brief Plinius' des Jüngeren geht hervor, dass die Lebenswelten der Prosa-Autoren und der Dichter in diesem Zeitraum weit weniger scharf getrennt waren, als mitunter angenommen wird: Der Briefschreiber gibt an, selbst einige »Elfsilbler« verfasst zu haben, in denen er – wie er selbst betont – Dinge beklagt und beschreibt. Hier wird nicht nur deutlich, dass die konkrete Lebenswelt die Vorlage für die Dichtung abgibt, sondern sich Plinius sogar um obszöne Sprache bemüht (wobei ihm wahrscheinlich Martial als Vorbild vorschwebt):

Doch sollten einige der Gedichte Dir ein wenig zu gewagt scheinen, so wirst Du als Literaturkenner daran denken, daß die berühmtesten und gewichtigsten Leute, die sich in solcher Poesie versuchten, nicht vor schlüpfrigen Stoffen, ja nicht einmal vor rohen Ausdrücken zurückgeschreckt sind, die wir allerdings meiden, nicht weil wir strenger – woher auch? –, sondern weil wir ängstlicher sind.<sup>35</sup>

Zusammenfassend sind für die in diesem Buch unternommene Quellenarbeit folgende methodischen Überlegungen richtungsweisend:

34 Aus philologischer Sicht schiene es geboten, die Stellung der ausgewählten Textbeispiele innerhalb der Werke stärker zu berücksichtigen, zumal etwa im *Ceuvre Martials* oft Gruppen bzw. Reihen mit bestimmten Schwerpunktsetzungen gebildet werden. Dazu zusammenfassend Damschen – Heil (2004) 12 mit Hinweisen auf weitere Literatur. Dies kann im hier gegebenen Umfang nicht berücksichtigt werden.

35 Plin. *epist.* 4, 14, 4: *Ex quibus tamen si non nulla tibi petulantiora paulo videbuntur, erit eruditionis tuae cogitare summos illos et gravissimos viros qui talia scripserunt non modo lascivia rerum, sed ne verbis quidem nudis abstinuisse; quae nos refugimus, non quia severiores – unde enim? –, sed quia timidiore sumus.* (Übers.: Lambert).



1. Die Untersuchung geht von einer Beschäftigung mit der satirischen Dichtung, insbesondere mit den Epigrammen Martials aus, um soziale Missstände und Schieflagen zu identifizieren.
2. Der Abgleich mit anderen Quellen ist unabdingbar für die historische Auswertung, um zu eruieren, ob und mit welchen Implikationen in der Dichtung einerseits, in den Schriften der Prosa-Autoren andererseits gesellschaftliche Phänomene behandelt werden, die auf Veränderungen des sozialen Gefüges der Stadt Rom allgemein unter den politischen Bedingungen des Prinzipats schließen lassen. Zwar gelten die Berücksichtigung der literarischen Genres wie auch der Perspektivität des jeweiligen Autors als basale Elemente der Quellenkritik, doch werden in der bisherigen Forschung häufig ganze Themenkomplexe, die vorwiegend in der Dichtung zur Sprache kommen, als rein literarische Fiktionen behandelt und als historisch irrelevant ausgeklammert.<sup>36</sup> Demgegenüber soll nachfolgend davon ausgegangen werden, dass jegliche dichterische Thematisierung sozialer Phänomene eine konkrete Erfahrung voraussetzt, die vom Dichter umgesetzt wird.
3. Gerade die im Rahmen philologischer Studien zur Dichtung verwendeten Instrumentarien sollen hier für die Behandlung sowohl der poetischen Texte wie auch der Prosa als historische Quellen auf neue Weise nutzbar gemacht werden. So können die Erkenntnisse der philologischen Forschung im Hinblick auf die Rollenlyrik, welche sich besonders für Martial als fruchtbar erweist und impliziert, dass von einem Autor mehrere – auch gegenläufige – Standpunkte eingenommen werden können, auch für die differenzierte Interpretation von Prosa-Autoren nutzbar gemacht werden: Literarische Mittel wie Standpunktwechsel, Ironie und Übertreibung wurden etwa in den Briefen Plinius' des Jüngeren oder in den moralischen Abhandlungen Senecas noch zu selten expliziert und in Interpretationen berücksichtigt.<sup>37</sup> Nachdem nun die methodischen Prämissen der Quellenarbeit geklärt sind, gilt es im Folgenden, die Fragestellung in die Tradition der althistorischen Forschung einzuordnen.

36 Dies betrifft zum Beispiel das Thema der Klientensportula, ebenso das Thema der Erbschleicherei (siehe dazu die Ausführungen zum jeweiligen Forschungsstand).

37 Der Ansatz, die Stimme des Autors nicht mit dessen Person in eins zu setzen, findet sich etwa bereits bei Anderson (1964) 127–130. Siehe zur *persona*-Theorie insbesondere Arbeiten zur römischen Satire wie Braund (1996) 1 f., die vor einer autobiographischen Lektüre warnen.

#### 1.4 – Eine Veränderung der Forschungsperspektive: Von der Sozialgeschichte zur Geschichte der sozialen und kulturellen Praktiken

Kaiserzeitliche Autoren erfassten die soziale Wirklichkeit, die sie erlebten, oft mit polarisierenden Ausdrücken (z. B. arm/reich – *pauper/dives*) oder mit relationalen Kategorien (angesehener/niederer – *honestior/humilior*), welche deutlich machen, dass der Selbstwahrnehmung ein ausgeprägter Sinn für vertikale Hierarchien zugrundelag.<sup>38</sup> Diesem Quellenbefund entsprechend liegen zahlreiche Versuche seitens der Forschung vor, eine genaue Beschreibung der gesellschaftlichen Hierarchien vorzulegen, die seit dem ausgehenden 19. Jh. im Rahmen der intensiven Beschäftigung mit den im antiken Schrifttum bezeugten *ordines* thematisiert wurden. Seit den sechziger Jahren des 20. Jh.s wurden in sozialgeschichtlichen Studien Modelle entwickelt, die das Verhältnis der *ordines* darzustellen suchten. Das von Géza Alföldy entworfene Modell der römischen Sozialstruktur wird seit langem als zu statisch kritisiert; mehrere Modifikationsvorschläge haben indes der weiten Verbreitung des Modells in Form einer Pyramide keinen Abbruch getan.<sup>39</sup> Den *ordines* versuchte man sich mit den Begriffen »Stand«, »Schicht«, »Klasse« und »Status« anzunähern, wobei zunächst der Ansatz dominierte, die verschiedenen *ordines* vor allem juristisch zu definieren. Darüber hinaus wurden auch weitere objektivierbare Kriterien (Herkunft, Erfolg in der Ämterlaufbahn, Vermögen) berücksichtigt, die durchaus auch in symbolischer Form ihren Ausdruck finden konnten (Amtsrang wurde etwa durch Insignien veranschaulicht, Vermögen konnte durch Schmuck ausgewiesen werden).<sup>40</sup>

Neben Untersuchungen zur Frage der gesellschaftlichen Stratigraphie insgesamt<sup>41</sup> und der sozialen Mobilität allgemein,<sup>42</sup> liegen auch zahlreiche Arbeiten zu den einzelnen *ordines* vor,<sup>43</sup> wobei prosopographische Studien (oft

38 Alföldy (2011) 205. Garnsey (1970).

39 Zum Modell zuletzt Alföldy (2011) 197–205 mit Diskussion der Kritik. Zur Kritik auch Winterling (2001).

40 Dazu Alföldy (1984) 94 f. Alföldy (2011) 151.

41 Siehe dazu insb. Rilinger (1997). Zu weiteren Beiträgen zusammenfassend Winterling (2001).

42 Siehe zur älteren Literatur ausführlich Winterling (2001). Überblick bei Dahlheim (2003) 200–203.

43 Siehe zum Wandel der Senatorenschaft Alföldy (2011) 155. Birley (1953). Bergener (1964). Eck (1970). Hopkins (1983). Chastagnol (1992). Eck – Heil (2005). Zu den Rittern siehe Alföldy (2011) 162 ff. sowie die grundlegenden Studien von Demougin (1988) und (1992). Millar (2004). Eck (2006). Daneben wurde auch die soziale Mobilität innerhalb der